

nächsten 24 Stunden von Stanley und seinen Begleitern. Einige Tage später kamen sie wohlbehalten in Bama an. Die Reise hatte fast drei Jahre gewährt. Die Expedition hatte einen Weg von nahezu 11 000 Kilometer zurückgelegt, durch die heißesten, unwirtbarsten Gegenden der Erde; durch Länderstrecken, die nie ein menschlicher Fuß betreten; unter den heftigsten Kämpfen mit wilden Tieren und Kannibalen, die sie öfters mit Mann und Maus zu verpeisen drohten; sich öfters jeden Fuß breit Weges mit dem Beile in der Hand mühsam bahrend, durch undurchdringliche Urwälder, deren Schlingengewächse wie eiserne Stricke, die Dornen wie stählerne Angelhaken den Reisenden Kleider und Fleisch zerrissen und schlimme Geschwüre erzeugten; das Gras zähe, scharfkantig und schneidend, wie die Schärfe des Schwertes und von solcher Höhe, daß Mensch und Tier darin förmlich versanken. Dazu die unerträglichste Hitze und tropfende Feuchtigkeit im finstern Dickicht unter Riesenbäumen von über 30 Meter Höhe. — Doch genug des Grauens. Bewundern wir den Helden, dem es trotz alledem endlich zum ersten mal gelungen, Afrika in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten zu durchkreuzen.

Seine Wirksamkeit zur völligen Erschließung dieses bisher noch fast ganz uns verschlossenen Teiles der Erde dauert ja noch ununterbrochen fort. — Daher behalten wir uns weitere Mitteilungen über die Gründung des Kongostaates vor und bemerken schließlich nur noch, daß auch Deutschland einige Besitzungen und ganz neuerdings auch einen vorteilhaft gelegenen Hafen in demselben erworben hat.

Haus- und Landwirtschaft.

— Da der Winter heranrückt, muß man an die Keller denken. Die Regeln für die Behandlung der Keller sind folgende: 1) Die Kellerlöcher sollen im Herbst so lange als möglich offen gelassen und nicht eher verschlossen werden, bis die Temperatur mehrere Grad unter Null sinkt. 2) Sind die Keller tief im Boden, so dürfen die Kellergänge noch höher steigen, ehe eine Vorsichtsmaßregel erforderlich ist. 3) Trifft ein kalter Wind von einer Seite den Keller oder die Kelleröffnungen, so ist der Keller nach dieser Seite hin zu verschließen, aber nach der entgegengesetzten offen zu lassen. 4) Treten im Laufe des Winters milde Tage ein, oder solche mit unbedeutender Kälte, so sind die Kellerlöcher während dieser Zeit zu öffnen, damit frische, kühle, reine Luft einströme und die feuchte, dumpfe, schlechte Luft sich entfernen kann. 5) Der Grundsatz, der im Sommer maßgebend ist: „Je kühler der Keller, desto besser,“ gilt auch für den Winter, denn die Nahrungsmittel im Keller leiden durch die Kälte im Keller erst dann, wenn die Temperatur darin unter Null herabsinkt.

— Die Landwirte werden von sachkundiger Seite vor allzuviel Füttern von Kartoffelkraut gewarnt. Es soll das Rindvieh davon starken Vordenausschlag erhalten. Auch die Milch wird schlechter.

Verchiedenes.

— Auf merkwürdige Weise hat in Mülhausen ein älteres Fräulein sein Leben eingebüßt. Dasselbe hatte einen schadhafteu Zahn, an dem es sich die Zunge ritzte. Die Zunge schwoll an, die Dame achtete darauf wenig, die Zunge wurde aber bald so schlimm, daß ärztliche Hülfe gesucht werden mußte, die indes zu spät kam, denn nach schwerem Leiden ist die Vermisste vom Tode erlöst.

— [Die Verteidigerin ihrer Ehre.] Ein Börseuspekulant in Frankfurt hatte an der hübschen Tochter eines dortigen Bürger's derart Gefallen gefunden, daß er glaubte, dem Mädchen seine Neigung durch ein Schreiben kundgeben zu müssen. Er setzte sich hin, schrieb einen ziemlich unfreudigen Liebesbrief und schickte seinen Diener mit dem Schreiben nach der Wohnung der Eltern des jungen Mädchens. Derselbe wünschte das Fräulein allein zu sprechen, welchem Wunsch auch gewillfahrt wurde. Das Fräulein versprach sogar sonderbarer Weise, nachmittags nach der Wohnung des Herrn kommen zu wollen, er möge nur warten. Der verliebte Herr erwartete mit Sehnsucht die Ankunft der Angebeteten. Zur bezeichneten Stunde ließ sich dieselbe auch melden. Freudenerwartung stürzte er dem Mädchen entgegen, um jedoch sofort wieder kehrt zu machen, denn ein Hieb mit einer Reitpeitsche über das Gesicht belehrte ihn, daß er zu früh gewesen.

Er zog sich vor der Wütenden immer mehr zurück. Das Mädchen zog nun einen alten Revolver, der jedoch nicht geladen war, hervor, und nötigte den Feigling, sich niederzusetzen und schriftlich zu bestätigen, daß er ein ganz erbärmlicher Mensch und dergl. mehr sei. Auch mußte er sein Siegel darauf drücken, damit man an der Echtheit des Schreibens nicht zweifeln könne. Als dann verließ es ihn mit den Worten, daß, wenn er bis zum andern Tage nicht nachweise, daß er 1000 Mk. an die Armen oder eine wohltätige Stiftung gezahlt habe, sie das Schreiben veröffentlichen werde; es sei ihr einerlei, was dies für Folgen haben könne. Habe er jedoch den Befehl erfüllt, so solle er das kompromittierende Schreiben zurückhalten. Heute morgen erschien der Herr in der erklärten Wohnung des Fräuleins, gab die Quittungen von Stiftungen ab und erhielt sein Schreiben zurück. Das Vorgehen des Mädchens fand in ihren Bekanntenkreisen allgemeine Anerkennung. — So erzählt die „M. Presse“ sehr hübsch und — vielleicht auch wahr.

— Der Flickschneider Michiels in Alost in Belgien hantierte eben an einer Hose, da trat ein Herr ein, zog seinen Rock aus und sagte, bitte, flicken Sie mir einen Knopf an, er ist unterwegs abgesprungen. Während der Schneider flickte, sah sich der Fremde in der Stube um und blieb vor einem alten Bilde stehen, das verstaubt und verräuchert in der Ecke hing. Endlich nahm er's von der Wand, trug's an das Fenster und fragte: Woher haben Sie das Bild? — In der Antikion gekauft für einen Frank; es hat's niemand haben wollen! — So? Wissen Sie, daß Sie einen Schatz haben? Das Bild ist ein echter Rubens, da steht des Künstlers Zeichen und da die Jahreszahl: 1614. So war's, das Bild ist echt und stellt Christus dar, wie er die Welt segnet. Große Gebote sind dem Schneider bereits gethan, der nun den abgesprungenen Knopf und den ehrlichen Fremden segnet.

— Die Findigkeit der Post wird doch zuweilen auf eine harte Probe gestellt. So bemüht sich das Elberfelder Postamt einen:

Mr. Mit Gegenwärtigem
Hochachtungsvoll
Elberfeld
Germany

zu ermitteln.

— Bei der Beleuchtung in Baden-Baden erregte anlässlich der Vermählung des Erbprinzen viel Spaß folgende Inschrift, die an dem Hause eines Viktualienhändlers unter bengalischer Beleuchtung zu lesen war:

Erbjen, Bohnen, Linsen,
S'nächste Jahr ein' Prinzen!

Herbstlied des Gärtners.

Von Friedrich Adolf Krummacher.

Mein trautes Gärtchen, ach, verblüht:
Mit düstern Blick und rauschendem Gefieder
Senkt sich der Winter jetzt hernieder.
Die Flur verstummt, die Freude flieht,
Mein trautes Gärtchen, ach, verblüht!

Zu meinen Füßen rauscht das Laub,
Vergänglichkeit regt ihre raschen Flügel,
Mein Gärtchen wird zum Grabeshügel,
Und Blatt und Blüte sinkt in Staub,
Zu meinen Füßen rauscht das Laub!

Auch Menschen welken und verblühen,
Bald sinkt auch mir des Geistes morsche Hülle
Hinab; des kühlen Grabes Stille
Empfängt mich, Klag' und Freuden fliehn, —
Auch Menschen welken und verblühen!

Nur treue Liebe welket nicht,
Wenn auch hienieden alles, alles schwindet,
Und seinen Freund der Freund nicht findet,
Und sehnsuchtsvoll mein Auge bricht, —
Getrost! die Liebe welket nicht.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 42.

Samstag, den 24. Oktober.

1885.

List und Liebe.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

Manchmal verboten.

„Das gefällt mir, Sie sind ein braver Mann, Herr Rosen!“ rief Hardenfeldt vergnügt, indem er ihm derb die Hand schüttelte. „Sie müssen wissen, ich bin ein erklärter Feind des Civilstandes und liebe nur den Mann der Uniform; doch Sie gefallen mir, und wahrlich! es freut mich ungemein, von Ihnen als Freund zu scheiden. — Schicken Sie Ihren Quertopp von Sohn nur auf Reisen, ich werde, sobald meine Clementine besser ist, daselbe Manöver mit ihr versuchen, — da vergessen sich solche Dummheiten am leichtesten!“

Noch einmal schüttelte er dem Kaufmann die Hand und verließ mit zufriedener Miene das Haus.

Stumm und finster blickte der alte Rosen ihm nach, dann stampfte er mit dem Fuße und murmelte: „Daraus wollte er nicht fort, — jetzt ist mir das Rätsel gelöst. Ein vornehmeres Fräulein — hm! der Junge hat stolzes Blut! — Doch nein, ich will es nicht, es taugt nichts, daraus kann nichts Gutes geizen! Die Standesvorurteile lassen sich nicht wie ein lustiger Hauch wegblasen, sie sind einmal da und wurzeln fest in der menschlichen Gesellschaft. Wer sich erlüht, sie zu überspringen, wird von ihrer Macht zermalmt!“

IV.

An der Elbe.

Auf dem Neuenwall, einer der belebtesten und elegantesten Straßen der alten Weltstadt Hamburg, wo sich seit dem fürchterlichen Brande glänzende Paläste erhoben haben, wohnte in einem altertümlichen großen Gebäude der reiche Handelsherr Waldorf, ein feinharter Geldmann, dessen Gefühl in der Regel so kalt wie ein Rechenexempel war. Auch er besaß nur eine einzige Tochter, die ganz das Gegenteil des Vaters, mit allen Liebreizen ihres Geschlechtes ausgestattet war. Antonie zählte erst 17 Jahre und schon hatte sie der Vater mit kaufmännischer Berechnung verschachert.

Heute war Herr Waldorf in besonders schlechter Laune und verstohlen blickten sich die Komptoiristen an, die dann zur Zielscheibe seines Aergers dienen mußten.

„Sehen Sie die Briefe nach, Herr Müller!“ befahl er mit barschem Tone seinem alten Buchhalter, dessen Haar in seinem Dienste bereits ergraut war, „ob einer aus K. darunter ist, den senden Sie mir sogleich ins Wohnzimmer,“ worauf er langsam das Komptoir verließ.

Der Buchhalter kam sogleich mit pünktlichem Diensteifer dem Befehle nach, fand jedoch keinen Brief aus K. darunter und meldete es dem finsternen Prinzipal. Dieser warf sich verdrüsslich

ins Sofa und rief zornig: „Schon vor vier Wochen sollte er kommen, und noch ist keiner da, weder ein Brief, noch das junge Herrchen! Glaubt mein werter Freund in K. vielleicht, mich, einen Hamburger Handelsherren, foppen zu dürfen? — Eine solche Freundschaft wäre etwas stark! — Was sagst Du zu einem solchen Bräutigam, Antonie? Seine Sehnsucht, Dich kennen zu lernen, muß nicht so sehr groß sein. Wahrscheinlich auch ein eingebildeter Casse der Residenz, dem der Hochmuthseufel es eingegeistert, sich ein wenig rar zu machen. Doch warte, Burtsche, ein Hamburger ist von anderem Schrot und Korn, und ich werde ihn bald zu Paaren treiben; darum vor allen Dingen, Toni zeige diesem Narren, der uns an seinem Seile zu führen gedenkt, daß Du eine echte Kaufmannstochter bist, — daß er Dich jetzt nicht bekommt. In vier Wochen hat sich die Sache geändert, — seine eigene Dummheit hat mein Wort gelöst.“

Antonie hörte schweigend zu, wie der kluge Vater über ihre Zukunft nach Belieben disponierte, doch auf ihrem schönen, intelligenten Gesicht stand ein fester Widerspruch zu lesen, der sich in stiller Geduld zu üben schien. „Brich doch nicht gleich den Stab über den Armen, der vielleicht krank geworden ist,“ bemerkte sie endlich gleichgültig, „es gibt Fälle genug im Leben, wo der beschaffte Zufall oft unsere liebsten Hoffnungen vereitelt oder sie mindestens hinauschiebt in eine unbestimmte Ferne.“

„Ei was!“ dann hätte er es wenigstens schreiben können. Eine reiche Hamburger Kaufmannstochter ist gesuchte Ware in unserer materiellen Zeit, und braucht sich nicht von einem solchen Pierdengel am Narrenseil führen zu lassen. Es ist allerdings ein solches Haus, — alles reell, keine Schwinderei, ein Mann der guten alten Zeit, dazu mein Vusenfreund aus der Jugend; doch wer ist mir Bürge für den Sohn? Nun, ich habe mich in dieser Hinsicht vorgesehen, er kommt ein ganzes Jahr auf Probe, und gefällt er mir nicht, dann geht der Handel zurück auf jeden Fall. Wie gesagt, ich fühle schon jetzt, ohne ihn jemals gesehen zu haben, eine Art Widerwillen gegen ihn.“

„Nun wahrhaftig!“ rief Antonie spöttisch lachend, „es ist lustig anzusehen, wie der kaufmännische Vater sein Kind als eine kostbare Ware, etwa wie eine Ladung indischer Schätze behandelt. Glaubst Du denn wirklich, Väterchen, Deine Toni, die Du mit allen eigensinnigen Launen des Reichthums verzogen, ließe sich ganz nach Deinem Belieben irgend einem Käufer, der so glücklich wäre nach Deinem Geschmack zu sein, zuwerfen? — Nein, in dieser Sache habe ich auch ein Machtwort mitzusprechen, denn meine Zukunft hängt einzig und allein davon ab; eine reiche Hamburger Kaufmannstochter läßt sich niemals, selbst nicht vom eigenen Vater am Narrenseil führen.“

Der alte Waldorf, der sich nie auf einer Schwachheit des Gefühls ertappen ließ, war seiner Tochter gegenüber, die er fast

abgöttisch liebte, machtlos, und Antonie verstand ihre Macht auf die klügste und anmutigste Weise zu gebrauchen, weshalb auch alle Hausgenossen sie als ihren guten Engel verehrten.

Anfangs schüttelte der Kaufmann bei der kühnen Rede der Tochter unwillig den Kopf, doch bald lächelte er wohlgefällig, streichelte ihr die blühenden Wangen und brummte: „Da hab ich die Früchte meiner Erziehung; bildet sich so ein 17-jähriges Ding ein, den Willen des Vaters zu meistern. He, Töchter! was würdest Du machen, wenn der Rosen mir doch gefiele und nicht nach Deinem Geschmack wäre?“

„Dann würde ich ihm ohne Gnade einen Korb geben!“ versetzte diese koch. „Was soll ich mit dem Manne, den ich nicht leiden mag, — und passierte mir unglücklicherweise das Gegenteil, dann würde ich so lange an das väterliche Herz klopfen, bis es sich mir wieder öffnete.“

„Daß Dich — Mädchen!“ lachte der Alte erstaunt, „doch Du bist ja mein Kind, und besitze ich nicht denselben eisenfesten Sinn, wo es gilt, meinen Willen durchzuführen? Unsere ehrbare Kaufmannschaft hat es schon genug erfahren.“

Ein Diener in geschmackvoller Livree öffnete die Thür und rief: „Herr Rosen aus A.“

Antonie sprang erschrocken und glühend auf und flüsterte ihrem Vater zu: „Ich mag ihn jetzt nicht sehen, vor dem Abendessen rufe mich nicht — ich bin ausgefahren!“

Raum hatte eine Seitenthür sich hinter ihr geschlossen, als Adolph Rosen in das Zimmer trat.

Gleich und abgemessen stand der junge, elegante Mann vor dem stolzen Handelsheeren, der ihn einen Augenblick kalt und prüfend betrachtete, ihm dann die Hand reichte und ihn höflich willkommen hieß.

Adolphs Herz preßte sich wild zusammen, noch blutete sein Inneres von dem Abschiede, und dieser Empfang war nicht imstande, ihn mit seinem Gesichte auszuwöhnen. Nur wenige Worte wechselte der alte Walldorf mit seinem Gaste, den er sogleich nach seiner herrlichen Manier auf seine Stellung aufmerksam machte, die er ihm, seinem Vorgesetzten und Prinzipal gegenüber, einzunehmen habe, dann klingelte er einem Diener und befahl, dem jungen Herrn seine Zimmer, die bereits seit vier Wochen, wie er schneidend hinzufügte, für ihn in Bereitschaft gesetzt, anzuweisen.

„Es ist sonst nicht Sitte bei mir,“ bemerkte er noch, ehe Adolph das Zimmer verließ, „meinen Komptoirgehilfen in meinem Hause Wohnung zu geben, bei Ihnen mache ich jedoch aus freundschaftlichen Rücksichten gegen Ihren Herrn Vater eine Ausnahme.“

Düster und in sich gekehrt warf der junge Rosen sich, von seiner Reise ermüdet, auf das Sofa und träumte sich dorthin, wo er sein Glück, alle Hoffnung seiner Jugend, zurückgelassen. Nach und nach von den seligen Träumen der Erinnerung eingelegt, schloffen sich die Augen und der Schlaf, von den holden Genien des Glücks umgaukelt, umfing seine Sinne.

Einige Stunden mochte er bereits fest und sanft geschlafen haben, als nach mehrmaligem vergeblichen Abspülen die Thür geöffnet wurde, ein Diener einen forschenden Blick auf den Schlafenden warf und sich schnell wieder entfernte.

„Der fremde Herr schläft auf dem Sofa noch in Reisefleibern,“ rapportierte er Fräulein Antonie, „ich möchte ihn nicht wecken, da er so fest schlief.“

„Gut!“ erwiderte sie, „dann kann er sein Essen, wenn er erwacht, auf sein Zimmer bekommen.“

Leise öffnete sie kurz darauf wieder die Thür zu dem Zimmer des Gastes; behutend, mit glühenden Wangen zitternd vor Angst und geheimer Scham, verbunden mit einer leicht verzeihlichen Neugierde, trat Antonie ein und horchte auf die ruhigen Atemzüge des Schlafenden. Leise, mit unhörbaren Schritten, schlich sie näher, um aufmerksam und forschend den interessanten Schlafenden zu betrachten.

Adolph schien von einem seligen Traum umgaukelt zu sein; das regelmäßig schöne, bleiche Gesicht war jetzt von einem leichten Rot angehaucht; um den kleinen Mund, von einem zierlichen Wärtchen beschattet, spielte ein unendlich glückliches Lächeln. Er war wirklich schön in diesem Augenblick, und auch Antonie schien, in seinen Anblick versunken, von diesem Gefühl beherrscht zu sein.

„Wie reizend!“ flüsterte sie, „noch schöner wie mein Ideal, — Du wirst mein, Adolph!“ Erschrocken wollte sie rasch entfliehen, — denn ein Seufzer entrang sich der Brust des Schlafenden, — er streckte beide Arme stehend aus, ein tiefer Schmerz umzuckte den eben noch so freundlich lächelnden Mund und leise flüsterte

er: „Clementine!“

Antonie fuhr heftig zusammen, ein seltsames Weh, wie es das reiche, verzogene Kind, der Liebling des Glückes noch niemals empfunden, drang in ihr Herz und preßte ihr einen leisen Schrei aus. Einer Verbrecherin gleich, eilte sie auf ihr Zimmer. Adolph erwachte. Unstet irrte sein Blick in dem eleganten Zimmer umher, und erst nach und nach trat die Wirklichkeit nahe. Etwas erschrocken sprang er auf und blickte nach der Uhr, — er hatte drei Stunden geschlafen.

„Sonderbar!“ sagte er halblaut, „es war mir doch gerade, als ob ich einen leisen schmerzlichen Schrei gehört wie ich erwachte, und dann schien mein Auge noch ein helles Gewand wahrzunehmen. Es war jedenfalls nur ein lebhafter Traum, und ein weiteres Gewicht will ich demselben auch nicht beilegen.“

Als er eben seine Toilette beendigt hatte und seine Reisetassen zu ordnen begann, erschien zum zweiten Male der Diener, um ihn zu Tische zu rufen.

Er traf den Handelsheeren wieder allein, der ihn mit demselben kalten Gesichte empfing. Etwas neugierig flog Adolphs Blick durch das große Zimmer, um vielleicht noch einen dritten, interessanten Gegenstand zu entdecken, der eine wichtige Rolle in seinem Leben zu spielen bestimmt war. Der Kaufmann schien es bemerkt zu haben, denn rasch sagte er: „Ich habe noch nicht das Vergnügen haben können, Sie meiner Tochter vorzustellen, Herr Rosen! Sie ist augenblicklich unwohl, morgen jedoch hofft sie, Sie zu sehen.“

Pflichtschuldbist bedauerte Adolph diese Verzögerung, und wie ein strenger, kalter Inquisitor befragte Walldorf den jungen Mann über alle Details ihres großartigen Geschäftes. „Bei diesem herzlosen Geldmenschen ein ganzes Jahr zuzubringen,“ sagte Adolph seufzend, als er sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, „o, wehrlich! mein Los ist bellagenswert. Wie werde ich diese Trennung von ihr, die noch krank und leidend, vielleicht jetzt schon von ihrem zärtlichen Vater einem andern verlobt ist, ertragen können? — Und mit welcher Stirn soll ich dem Mädchen, das in mir schon den Verlobten erblickt, morgen gegenüberstehen? — O! über die kalten berechnenden Kämmerchen, die um einen Sackel Gold das Lebensglück ihrer Kinder verkaufen können. Doch halt, ich werde Euch einen Querschnitt machen, sie ist jung, vielleicht schön und auch gut, — das Gefühl ist in dem weiblichen Herzen stärker, als der Verstand, ihr werde ich mich vertrauen, offen und klar lese sie in meiner Seele, und ich hoffe auch Bestand, Rat und Trost zu finden.“

Trotz über diesen Entschluß legte er sich schlafen, und als der fremdliche Traumgott schon beinahe seine Sinne festelte, flüsterte er noch: „Fasse Mut, ich bleibe Dein!“

V.

Die Vorstellung.

In dem mit allen Annehmlichkeiten des Lebens eingerichteten Garten des Kaufmanns Walldorf zu Eppendorf gingen am nächsten Morgen zwei junge, schöne Mädchen in traulichem Gespräche auf und nieder. In der einen erkennen wir Antonie, die andere ist ihre liebste Freundin, die Tochter ihres Hausarztes.

„Er ist also wirklich so hübsch, dieser Fremde?“ fragte die Freundin neugierig. „Wenn er nur eben so gut ist, dann wirst Du recht glücklich werden, Antonie, so glücklich, wie Dein reiches Herz es verdient.“

Wer sagt Dir denn, daß er mir gefällt, kleine Märrin?“ erwiderte Antonie stolz, „ich habe die schönsten geistreichsten Männer Hamburgs bereits zu meinen Füßen gesehen, ohne daß sie imstande gewesen, Eindruck auf mich zu machen, und dieser Fremde sollte, ohne noch den Mund geöffnet zu haben, bloß durch seine äußere Hülle mein Herz gefesselt haben? — O Marie, wie klein denkst Du von mir!“

Forstend heftete diese das klare, freundliche Auge auf Antonies ernstes, schönes Gesicht, schüttelte unglaublich das Köpfchen und schwieg.

„Ohne mich zu fragen,“ fuhr Antonie schmerzlich fort, „bin ich verkauft worden; von meinen Neigungen, meinen geheimen Wünschen war keine Rede. Das ist der Fluch des Reichthums. O, wäre ich arm, in den dunklen Regionen des Lebens geboren, mir bliebe doch das Höchste, die freie Wahl des Herzens!“

„Ein Stückchen trockenes Brot und Wasser aus der Quelle,“ recitierte Marie laut lachend, „könnte der reichen, verzärtelten Kaufmannstochter wohl einmal zur romantischen Abwechslung behagen, — doch würde mir der krasse Tausch geboten, entweder

zur Armut verdammt zu sein oder an den jungen, reichen, bildschönen, liebenswürdigen Rosen verkauft zu werden, mir würde die Wahl nicht so schwer fallen!“

„O, Du Böse!“ lachte Antonie erheitert, doch seufzend setzte sie hinzu: „Ach! Du weißt es nicht, was mich bekümmert, mich so elend macht.“

„Hat meine Antonie kein Vertrauen mehr zu mir?“ fragte Marie vorwurfsvoll, „Du hast Kummer und verbirgst ihn mir?“

„Nein, nein, Du sollst alles wissen. O, Marie, ich liebe ihn und möchte ihn um jeden Preis besitzen, — doch —“

„Nun?“

„Er liebt eine andere!“ flüsterte Antonie mit erstickter Stimme und verbarg ihr glühendes Antlitz an dem Busen der Freundin.

„Aber mein Gott! woher weißt Du das?“ fragte Marie erstaunt. „Du laßt ja, so viel ich weiß, noch kein Wortchen mit ihm gesprochen.“

„Im Traume nannte er den Namen Clementine,“ erwiderte Antonie stöhnend.

„Wer wollte denn darauf Gewicht legen, liebes Kind! Sei nicht thöricht, wer kann Dich sehen, ohne Dich zu lieben?“ —

Antonie lächelte geringschätzig, dann sagte sie plötzlich: „Willst Du mir einen Freundschaftsdienst erweisen, Marie?“

„Wozu diese Frage? Du hast über mich zu befehlen!“

„Begleitest Du mich hinaus nach der Vorstadt zu Hellwald?“

„Hellwald?“ fragte Marie erstaunt, „meinst Du den Kartenschläger, — den berühmten Wahrsager?“ (Fortf. f.)

Reise durch den dunklen Weltteil.

Die Veranstaltungen zur Unterhaltung, Belehrung und Erheiterung nehmen diesen Herbst in Lüdenscheid einen guten Anlauf. Da ist vor allen die Ausstellung in der Post, die in diesem Blatte schon eingehend besprochen ist und deren fleißigen Besuch wir dringend empfehlen können; sodann Konzerte, Kränzchen zc. zc. Endlich auch ein Vortrag im hiesigen Bildungs-Verein, auf den näher einzugehen der Zweck dieser Zeilen ist. Derselbe behandelt nämlich auch uns des Nahrungsgewandens, die Erforschung und Gründung des Kongo-Staates.

Die Erschließung dieses bedeutenden Reiches verspricht in nicht ferner Zeit für den deutschen Handel und speziell auch für unsere Industrie von hoher Bedeutung zu werden.

Herr Dr. Hielscher aus Schwelm hatte die Reisen von Henry M. Stanley durch den dunklen Weltteil zu seinem Thema gewählt und zum bessern Verständnis auch eine Karte von demselben aufgestellt. Das so äußerst reichhaltige Material läßt sich in einem Vortrage kaum einigermaßen erschöpfend behandeln; dennoch lieferte derselbe ein klares, übersichtliches Bild der Forschungsreisen und zeichnete sich durch deutliche, populäre, allgemein verständliche Ausdrucksweise rühmlichst aus. Es waren die Werke „Wie ich Livingstone fand“ und „durch den dunklen Weltteil“ von Henry M. Stanley, Leipzig bei Brockhaus 1885 dem Vortrag zum Grunde gelegt, auf die wir hiermit verweisen und deren Beschaffung für die Bibliothek des Bildungs-Vereins wir hiermit dringend empfehlen; indem wir bedauern, dieselben bei unserm Referat nicht zur Hand zu haben, somit einzig auf unser Gedächtnis angewiesen zu sein. Lassen wir also den Redner sprechen:

„Das Leben unseres Helden zeigt so recht klar, wie ein Mensch oft durch einen besondern Zufall zu seinem eigentlichen Beruf gelangt und dadurch zum Bahnbrecher, zum Heil der ganzen Menschheit wird. — Henry M. Stanley ist ein Engländer, im Jahre 1843 geboren und bereiste als Berichterstatter des „New-York Herald“ mehrere Staaten Europas. Als er als solcher in Spanien weilte, erhielt er von dem Sohne des Besitzers jener Zeitung den Auftrag, nach Paris zu kommen und sich zu einer Expedition zur Aufsuchung des verschollenen Afrika-Reisenden Livingstone zu rüsten und diesem Hülfe zu bringen, sofern er ihn lebend finde. Stanley unterzog sich mit größtem Eifer dieser höchst schwierigen und gefährlichen Aufgabe und dieser wurde mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Er fand nach einer äußerst mühevollen Reise durch Binnen-Afrika (23. März 1871 bis 7. Mai 1872 Livingstone in Udschidschi, einem Dorfe am Tanganikasee. Derselbe war sehr leidend und von fast allen Hilfsmitteln entblößt. — Als er, Stanley, vergebens versucht, den Livingstone mit zur Umkehr zu bewegen, verließ er ihn mit allem, was er zu diesem Zwecke für ihn mitgeführt hatte und

sandte ihm kurz darauf auch noch 57 zuverlässige Leute, die er für ihn angeworben. Nachdem er so seine Aufgabe erfüllt, reiste er deselben Weges zurück, den er gekommen. Um uns von den Strapazen dieser Reise einen Begriff zu geben, sagt Stanley bei seiner Rückkunft in Zanzibar von sich selbst: „Als ich mich in einem Spiegel erblickte, fand ich mein Aussehen schrecklich abgezehrt und verändert. Jedermann bestätigte meine Ansicht, daß ich viel älter geworden und mein Haar ergraut sei; ich war so sehr verändert, daß meine Identität kaum festzustellen war.“ Daher wollte man auch längere Zeit seine Berichte nicht glauben und hielt solche für Aufschneidererei. Erst die eigenhändigen Briefe Livingstones und die mitgebrachten Dokumente ließen weitere Zweifel an seiner Wahrheit nicht mehr auffommen.

Hierbei sei noch bemerkt, daß Livingstone (geb. 19. März 1813 in der Nähe von Glasgow in Schottland), von der Hand eines elenden Wilden durch einen Beilich über den Kopf gestößt wurde am 4. Mai 1873. Er starb viel zu früh für die Sache der Zivilisation, der er sein ganzes Leben geopfert.

Nach dem Tode dieses Mannes beschloß Stanley, dessen Werk fortzusetzen. Er war der rechte Mann dazu und die reichlichsten Mittel wurden ihm zur Verfügung gestellt. Auf seiner ersten Reise hatte er die reichsten Erfahrungen darüber gesammelt, was zu seinen Zwecken erforderlich sei. Die Strapazen hatten seinen Körper gleichsam gestählt, und er ließ sich vor nichts zurückschrecken. Im Herbst 1874 traf er schon wieder in Zanzibar ein, ausgerüstet mit allem Nötigen. Zu Reisegefährten hatte er sich die Gebrüder Pococke und Frederik Barker gewählt. Er hatte sich ein Boot machen lassen, daß in fünf Teile zerlegt und so leicht getragen werden konnte. Weiläufig bemerkt waren zur Fortschaffung des Gepäcks zc. 250—300 Träger erforderlich. Zuerst schlug er denselben Weg ein, den er vorher genommen; dann wandte er sich aber nordwärts zur Erforschung des Viktoria-Spenza-Sees. Unter großen Gefahren, Stürmen und Beschwerden aller Art umschiffte er denselben und entdeckte hierbei die Quellen des Nils. — Mit großem Danke erwähnt Stanley die großen, ihm geleisteten Dienste vieler Personen, besonders hebt er aber diejenigen zwei Personen hervor, von denen eine, ein portugiesischer Kaufmann, ihn auf einem der beschwerlichsten Wege durch den Urwald 30 Tage lang mit beträchtlicher Mannschaft begleitete. Die andere, ein Negerfürst, Don Cäsar, mit dem er innige Freundschaft schloß, leistete ihm bedeutende Dienste, wohl zum Danke dafür, daß Stanley ihm durch Herstellung eines besondern, größern Fuhrzeugs einen leichten Sieg über die Bewohner einer Insel verschaffte.

Vom Viktoria-See wandte er sich sodann wieder südwärts, durchschiffte den Tanganikasee, den er schon mit Livingstone der ganzen Länge nach befahren und kam nun zu dem Hauptzweck seiner Forschungsreise, dem Lauf des Kongo folgend, das Kongo-Gebiet aufzuschließen und der europäischen Kultur zugänglich zu machen. — Ganz außerordentliche Schwierigkeiten boten ihm bald große Stromschnellen, die nicht durchschiffbar werden konnten, also umgangen werden mußten. Jeder Fuß breit des Weges mußte unter unläßlichen Mühen erst gebahnt werden. Als dies Hindernis endlich überwunden war, ging die Reise verhältnismäßig schnell von statten. Man hatte bisher angenommen, daß der Kongo in ziemlich gerader Linie seinen Lauf von Osten nach Westen nehme. Stanley fand aber, daß derselbe einen bedeutenden Bogen machte nach Norden, den Äquator überschreitet und dann fast senkrecht wieder abwärts fließt und über sechs Grad unter demselben mündet. Nicht sehr weit oberhalb seiner Mündung befinden sich die Livingstone'schen Stromschnellen. Diese zu überwinden und zu umgehen, verursachte so große Strapazen und Beschwerden, daß dabei, so nahe dem Ziele, noch die ganze Expedition fast gescheitert und sämtliche Teilnehmer umgekommen wären. Der letzte weiße Begleiter Stanleys, Pococke, der krank und unfähig weiter zu marschieren, die Stromschnellen durchschiffen wollte, fand hier seinen Tod. Nur einige Tage-reisen von Bama war Stanley nahe daran, mit seiner Mannschaft zu verhungern. Es herrschte eine solche Not, daß die Feder sie nicht schildern kann. Aber ein vorausgegangener Vot mit einem Briefe Stanleys an einen in Bama wohnenden engl. Kaufmann brachte reichliche Lebensmittel und Getränke aller Art und rettete so alle vom sichern Untergang.

Weiter können wir den Inhalt des Briefes Stanleys, den Herr Hielscher wörtlich vorlas, hier nicht wiedergeben, ebenso wenig wie die Schilderung des Umschwungs der Gefühle in den